

Georg Christoph Tholen

Das Gesetz des Symbolischen. Zur Ethik des Signifikanten¹ (1994)

Das Gesetz des Symbolischen ist so wenig archivierbar wie das Begehren, von dessen Unerfüllbarkeit es handelt. Diese seine ihm vorausgesetzte Unzugänglichkeit eröffnet allererst den Zugang zu positiven Gesetzen und setzt vorweg den Rahmen, der es dem diskursanalytischen Verfahren gestattet, die je historische Vorgängigkeit von Gesetzen bzw. die wirkmächtigen Fiktionen und Stiftungsmythen auktorial sich wählender Gesetz-*Gebung* zu platzieren. Ohne diesen opaken Selbstentzug des Symbolischen, der »an den Grenzen der Repräsentation«² (Foucault 1971, S. 452) resistriert, ließen sich die – zumeist unbefragt hingenommenen – Voraussetzungen von ›Souveränität‹ und die ›Gründungsbilder von Autorität, Macht und Institutionen‹ nicht als solche ausmachen. Positiviert man also diese Prämisse des in sich ursprungslosen Symbolischen als vermeintliche basale Ordnung des psychoanalytischen Diskurses, wie es manchen Freud- und Lacan-Lektüren unter diskursanalytischem Vorzeichen eigen ist, so unterstellt man der symbolischen Ordnung eine inhärente Hierarchie, die jene gerade vermeidet. Mehr noch: solcher Lektüre entgeht die Heterarchie des Signifikanten, dem es zukommt, in jedweder ursprungsmythischen Genealogie der Macht zu intervenieren: als Spielraum für diskursanalytische Distanznahmen von Machteffekten, deren imaginäre Aufspreizung die phantasmatische Regel eben der Machterhaltung selbst ist.

Die ab ovo fehlende Koinzidenz von symbolischem Gesetz und positivierbaren (und also auch archivierbaren) Gesetzen, die sich prinzipiell und stets verschoben als die Differenz von Gesetz und Recht³ wiederholt, ist in psychoanalytischer Perspektive zu lesen als der untersagende, abwesende Name-des-Vaters in seiner strukturalen, d.h. in seiner nicht-imaginären Funktion. Dieses psychoanalytische Axiom unterbricht jede Position, die ›im Namen des Vaters‹ gesetztes- und geltungssüchtig Bestand beansprucht. Eben weil das Symbolische ›kein Eigentum‹

¹ Zuerst erschienen in: Dis/Kurier – Text, Klinik, Deutung: Bd. 5, Karlsruhe 1994, S. 41-50, in der hier vorliegenden Fassung leicht überarbeitet.

² Die von Foucault in diesem Werk als enigmatisch und ›stumm‹ beschriebene Trias von Begehren, Tod und Gesetz, die mit dem psychoanalytischen Diskurs auftaucht, lässt sich zwar an der Grenze humanwissenschaftlicher Diskurse, nicht aber als deren Grenze wiederum repräsentieren; vgl. hierzu die erhellende Studie von Jacques Lagrange (1990): Lesarten der Psychoanalyse im Foucault'schen Text. In: Marques, M. (Hg.): Foucault und die Psychoanalyse. Zur Geschichte einer Auseinandersetzung, Tübingen, S. 11-74.

³ Vgl. hierzu Jacques Derrida (1992 [1985]): Vor dem Gesetz. Übersetzt von D. Otto und A. Witte, Wien; sowie ders. (1991 [1990]): Gesetzeskraft. Der »mystische Grund der Autorität«. Übersetzt von A. G. Düttmann, Frankfurt a. M.; sowie den für die prekär bleibende Beziehung von Dekonstruktion und Diskursanalyse in ihrer Stellung zu Gesetz und Gewalt grundlegenden, von Anselm Haverkamp (1994) herausgegebenen Band: Gewalt und Gerechtigkeit. Derrida – Benjamin, Frankfurt a. M..

(Lacan) sein kann, wuchern die phantasmatischen Stillstellungen der ›ortlos-nomadischen‹⁴ Ethik des Gesetzes. *Universal* (aber nicht *allgemein* im Sinne Kants) ist nur und jederzeit die genealogisch versichernde Suche nach dem Ursprung oder Herrn des Gesetzes. So lautet nicht von ungefähr die Stiftungsformel des Römischen Rechts – *dominus facit legem*.

Das psychoanalytische Gesetz des Symbolischen jedoch, das sich als ›Name‹ bzw. ›Nein‹ des Vaters ex-poniert, ist ein Verbot, das seine eigene Definition als eines *zugrundeliegenden* dekonstruiert: es untersagt sich, wie Derrida gezeigt hat, als das in sich haltlose Gesetz *vor* dem Gesetz; oder anders: das Erfüllung und Übereinstimmung mit sich selbst verbietende Gesetz des Symbolischen bleibt als solches – als höchstes Gut – verboten, sein Zugang verwehrt.⁵ Auf Umwegen nur und zunächst in Gestalt ebenso enigmatischer wie aporetischer Mytheme ist die Vaterfunktion des Gesetzes psychoanalytisch lesbar geworden. Der Mythos vom Vaternord enthüllt dies auf eine – im Doppelsinne des Wortes – *vorbildliche* Weise: Freuds in seiner Schrift *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* mehrfach wiederholte und stets verschobene Entzifferung der Vaterfunktion umschreibt das paradox anmutende Gesetz einer endlos und unentrinnbar sich fortschreibenden Verschuldung (der Söhne gegenüber dem Vater), welche nachträglich erst sich als ihre eigene Verursachung setzt und doch so das soziale Band und seine es festigenden, gleichwohl haltlosen Identifizierungen (mit dem toten Vater) zu stiften vermag.

In dem überdeterminierten, dem Gesetz mechanischer Kausalität sich entziehenden Ab-Grund, von dem der Mythos des Vaternordes eine vollständige, eben deshalb in widersprüchliche Voraussetzungen sich verlierende Erzählung zu geben versucht, insistiert also eine nicht-präsentierbare Abwesenheit (des Vaters), ohne die sich keine Struktur und kein Gesetz lokalisieren ließe. Das Gesetz des Symbolischen setzt gleichsam – wie Lacan in seinen verschiedenen Seminaren in stets neuen Anläufen betont – sich als ein unvordenkliches Gesetz apriori, dessen »Operationsmodus all dem entkommt, was wir von einer Deduktion der Tatsachen im Realen ableiten können« (Lacan 1981, S. 148). Weder präskriptiv noch prädikativ und auch nicht ontologisch oder ethisch begründbar, nimmt dieses abgründige Gesetz von sich selbst Abstand: es schreibt sich als unmögliches Rendez-vous mit dem Unmöglichen ein – im Namen des Realen, dem es nur dank seiner symbolisch artikulierbaren Platzanweisung vorbehalten ist, an seinem unzugänglichen Platz immer schon Platz genommen zu haben. Das Gesetz mithin als eines zu bedenken, das weder theologisch noch politisch jemals auszufüllen oder zu erfüllen wäre, findet Gehör in jenen postmodernen Diskursen, die, misstrauend ihrer eigenen Verlustrhetorik, Abschied nehmen von je verschieden imaginierten, d.h. ausgestalteten Erlösungs- und Heilsversprechen, die das

⁴ Vgl. hierzu die weiterführenden Beiträge von André Michels: Zur Frage der Transmission, sowie Robert Bernasconi: Die Ethik des Verdachts, u.a., in: *Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse*, Heft 39/40: Das Andere Denken. Zur Ethik der Psychoanalyse), Kassel 1992.

⁵ Vgl. ausführlich Derrida, a.a.O., *Vor dem Gesetz*.

Politische an das Mythem seiner kommunitären Selbstaufhebung binden wollen (vgl. hierzu die diesbezüglichen Schriften von Jean-Luc Nancy).

So verdankt sich die zeitgenössisch virulente Frage *nach* der Ethik als einer unableitbaren Ethik der Alterität gewiss einer fundamentalen Krise des Ethischen wie Politischen: gescheitert ist das politisch ausgerichtete und geschichtsphilosophisch eingerahmte ›Vaterunser‹ der Kommunion, will sagen: die Diskursfigur einer unmittelbaren, gesetzesfreien Gemeinschaft, die als Ideal absoluter Transparenz und Übereinstimmung in den (starken) Erzählungen des Kommunismus und in den (schwachen) Theorien der Kommunikation ihre Stütze fanden.⁶ Gesetzesblind ist jedwede diskursive Figur einer genealogisch wie teleologisch verbürgten Herkunft und Ankunft des Menschen, und zwar insofern, als sie konform geht mit dem Lust- und Glücksversprechen eines erreichbaren höchsten Gutes, wie es die aristotelische Ethik formgebend entwarf.⁷

Umso mehr ist es das desillusionierende Anliegen der psychoanalytischen Ethik, in Rückwendung zu einer Spur, die von Aristoteles zu Kant und Freud führt, die Unerreichbarkeit des Gesetzes als eines höchsten Gutes zu markieren, oder anders: mit und über Kant hinaus das moralische Gesetz von allen ‚pathischen‘ und affektiven Bestimmungen loszulösen. Diese stets nur aporetisch mögliche Ethik des Gesetzes, welches in seinen eigenen Vernunftbestimmungen nicht aufgeht, bekundet sich beispielhaft – und hierin vor Lacan bereits von Hölderlin und Heidegger bemerkt⁸ – in Sophokles’ Tragödie *Antigone*. So umschreibt die Tragödie den Vorbehalt bzw. Vorenthalt des Gesetzes, das im zweifellos imaginären Bekunden einer ›höheren Rechtsordnung‹, die Antigone zur Sprache bringt,⁹ die Grenzen seiner imaginären Verhaftung in jedwedem Machtanspruch bloßlegt.

Dass dieser Vorbehalt oder Vorenthalt das Gesetz der Sprache ist, jenseits des Geltungsbereichs der von ihr erst differentiell sagbar und unterscheidbar werdenden Normen von Gut und Böse, zeigt das Motiv des reinen Namens, dessen pure signifikante Verweisung als solche bewahrt sein will: Kreon, das Staatsoberhaupt, will das Wohl aller, das Gute, das grenzenlose Gesetz, es sich selbst anmaßend und über es verfügend.

⁶ Vgl. hierzu ausführlich Rainer Nägele (1982): »Freud, Habermas und die Dialektik der Aufklärung. Über reale und ideale Diskurse«, in: *Der Wunderblock*, Nr. 9, Berlin 1982, S. 35-60; sowie Jean-Luc Nancy (1988 [1986]): *Die undarstellbare Gemeinschaft*. Übersetzt von G. Febel und J. Legueil, Stuttgart.

⁷ Vgl. hierzu vertiefend Samuel Weber (1992): »Zur Singularität des Namens in der Psychoanalyse. Lacan und Heidegger«. In: Seifert, Edith (Hg.): *Perversion der Philosophie. Lacan und das unmögliche Erbe des Vaters*, Berlin, S. 31-62.

⁸ Vgl. hierzu Jacques Lacan (1986): *Le Séminaire Livre VII. L'éthique de la psychanalyse*. Paris, Seuil.

⁹ Beispielsweise in einer Antwort auf Kreon: »Sie [die ungeschriebenen Gottgebote] leben immer, keiner weiß, seit wann.«, hier zitiert nach der Übersetzung von Wilhelm Kuchenmüller, Stuttgart 1959, S. 22.

Antigone hingegen spricht nicht im Namen irgendwelcher positiver Gesetze, wenn sie – ungehalten und eigensinnig – im Namen des verstorbenen, wie immer auch als staatsverbrecherisch stigmatisierten Bruders diesen als Bruder (d.h. die *Atè* des nichts bedeutenden Namens der Familie) bestatten, also bewahren will.¹⁰ Sie spricht im Namen von Nichts, d.h. im Namen der unbedingten Möglichkeit, Bedingungen setzen, Gesetze erlassen zu können. Auf dem gleichsam nichtigen Grund der staatlichen Legalität verteidigt sie den ‚Namen-des-Vaters‘ als reinen Signifikanten, als Verweisspiel auf andere Signifikanten – eine relationale oder genauer differentielle Struktur, die im je singulären Eigennamen nur ihre uneinholbare Heteronomie maskiert, oder genauer: ihr metonymisches Stellungsspiel – in einem (Namens-) Zug – substituiert.¹¹ Dieses unableitbare Gesetz gleicht einer *creatio ex nihilo* und ist entzifferbar als »der Schnitt, den die Präsenz der Sprache im Leben des Menschen herstellt«¹². Psychoanalyse des Gesetzes heißt also, dass Gesetz und rechtsförmige Gesetze nie restlos aufeinander abbildbar sind. Das Gesetz ist kein verfügbares Objekt, sondern das Ding als nicht (und niemals) existierender Rest, der sich – so bereits Freud im *Entwurf einer Psychologie von 1895*¹³ – »der Beurteilung« entzieht. Ohne diesen Verlust, den es nicht gibt, gäbe es nicht das Ideal eines gerechten, universalen Rechts, welches wiederum, wäre es mit sich selbst identisch, also erfüllbar, hinfällig würde.¹⁴

Diese undarstellbare Struktur des Gesetzes gestattet es erst, wie Derrida an und mit Kafka gezeigt hat, die je historischen Zäsuren und Bedingungen von Gesetzen – also ihr Gesetz-Sein – ausmachen zu können. Jede, zumal diskursanalytisch vorgezeichnete, Theorie vom Ursprung der Gesetze bleibt auf diesen Nicht-Ursprung des Gesetzes, seinen – *sit venia verbo* – ‚erhabenen‘ Vor-Sprung verwiesen. Eben dies markierte den tastenden Vorbehalt und die Unruhe im wiederholten Bemühen Freuds, die rätselhafte Geschichte der Vaterfunktion von der Vorgabe ihrer nach Maßgabe linearer Zeitauffassung in Paradoxien sich verlierenden Zweizeitigkeit der mythischen Erzählung des Vaternordes zu lösen.

Das Ding, um das sich das unterstellte Begehren dreht: nämlich das Verbot des Inzests, das sich als Gebot zugleich voraussetzt, ist das unwiederholbare Objekt, das sich entzieht. Genauer: es entzieht sich als Quellpunkt des Gesetzes, das nur in seinem temporalen Aufschub lesbar wird: »Das Gesetz ist seiner eigenen

¹⁰ Vgl. hierzu ausführlich Weber, *Zur Singularität*, S. 57.

¹¹ Vgl. hierzu auch René Major (1989): »Die Psychoanalyse als Eigenname«. In: *Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse*, Nr. 29/30, Religion-Mythos-Illusion. Die Visionen der Erlösung und der Entzug der Bilder, Kassel, S. 129-140.

¹² Lacan (1986): a.a.O., *L'éthique de la psychanalyse*, S. 325. (Übersetzung hier übernommen aus: Philippe Despoix, »Das Schöne und das Ding. Heidegger und Lacan über Sophokles' Antigone«, in: Seifert, a.a.O., *Perversion der Philosophie*, S. 75.)

¹³ Wörtlich lautet der Satz: »Was wir Dinge nennen, sind Reste, die sich der Beurteilung entziehen.« Sigmund Freud (1895): *Entwurf einer Psychologie*. GW, Nachtragsband, S. 429.

¹⁴ Vgl. hierzu Lutz Mai, »Das Recht der Väter und die Schuld der Söhne«, in: *Fragmente*, Nr. 29/30, a.a.O., S. 161-172.

Geschichte gegenüber unduldsam, es greift ein, wie eine Anordnung, die absolut auftaucht, abgelöst und losgelöst von jeder Herkunft. Es erscheint als das, was nicht als solches im Verlauf einer Geschichte erscheint«.¹⁵

Die gesellschaftsbildende Annahme des Vaternordes, die Unterstellung bzw. Anerkennung des ›Urverbrechens‹, unterbricht als Mythos bereits den Mythos des Ursprungs, den er zu fassen versucht. Diese Unterbrechung, die, wie oben skizziert, Effekt des unheilbaren Risses der symbolischen Ordnung¹⁶ ist, kehrt im ontogenetischen Feld der Sozialisierung wieder, nämlich im Fort-Da-Spiel der Wiederholung von Zeichen, einem Spiel, mit dem nichts gewonnen wird außer einem spieleröffnenden Verlust, der die Funktion des Vaters instauriert. Nicht der ›Bemächtigungstrieb‹ sondern derjenige, den Verlust zu wiederholen, zeichnet den sich untersagenden Signifikanten aus, der sich als ›fort‹ und ›da‹ nur artikuliert, weil er dazwischen kommt: die Alternanz von Anwesenheit und Abwesenheit, nicht das eine oder das andere, ist jene uneinholbare Leerstelle, die Nichts substituiert.

Die väterliche Metapher der Untersagung setzt folglich im Fort-Da-Spiel des Kommens und Gehens in der Weise ein, dass der ‚Name- des-Vaters‘ dem Kind die vorgängige Wirksamkeit der nicht-präsentierbaren Abwesenheit zugänglich werden lässt, und zwar dank des Umwegs über die Mutter. Der Signifikant ihres Begehrens nämlich, das Verwiesensein auf einen A(a)nderen (hier: den Vater), verweist das Kind auf den Mangel, auf den es als den unvergesslichen Anderen, den *Nebennmenschen* – jenseits der Befriedigung von Bedürfnissen – verwiesen bleibt; in topologischer Zuspitzung: vor ihm, dem Kind, ist schon ein anderer Platz da, ein anderer am Ort des Anderen platziert. Der Spieleinsatz des Kindes, Phallus der Mutter zu sein, erhält gleichsam seine ihn verunmöglichende, kastrierende Antwort: Du sollst nicht Phallus der Mutter sein. Dieses Verbot sagt sich, wie Philippe Julien gezeigt hat,¹⁷ nicht vom Vater aus als einer eigenmächtigen Setzung, denn er selbst ist nicht Vater ohne die Frau: er nimmt einen ihm vorausgehenden Platz bei ihr ein. Insofern selbst gespalten, sagt er nur

¹⁵ Jacques Derrida, a.a.O., *Vor dem Gesetz*, S. 51. Dass der Vaternord kein datierbares Ereignis meint, vielmehr – im Sinne Heideggers – ein ›Ent-Eignis‹, umkreist der Freud'sche Text, der ›weiß‹, dass die Erzählung des Verbots zugleich vom Verbot der vollständigen Erzählung über das Gesetz zu sprechen scheint: »Nichts Neues geschieht, und dennoch soll dieses Nichts an Neuem das Gesetz inauguriert haben, die beiden grundlegenden Verbote des Totemismus, Mord und Inzest. Dieses reine und rein präsumptive Ereignis markiert gleichwohl einen unsichtbaren Einschnitt in der Geschichte«. (Ebd., S. 59).

¹⁶ Dass und wie die an sich ursprungslose symbolische Ordnung in Gestalt der Sprache zwischen vorher (Naturzustand) und nachher (Gesellschaftszustand) unterscheidet, ihren eigenen Anfang aber als einen sie begründenden transzendiert bzw. nachträglich setzt, also vor-schreibt, untersucht die informative Studie von Susanne Lüdemann (1992): »Der Tod Gottes und die Wiederkehr des Urvaters. Freuds Dekonstruktion der jüdisch-christlichen Überlieferung«, in: Seifert, *Perversion der Philosophie*, S. 110-130.

¹⁷ Vgl. Philippe Julien, »Die drei Dimensionen der Vaterschaft in der Psychoanalyse«, in: Seifert, *Perversion der Philosophie*, S. 163-178.

halb die Wahrheit in und mit dem Verbot: die Mutter sei – als absolutes, inzestuöses Bild von Vollkommenheit und Glückseligkeit – verboten. Hierin, in dieser endlosen Verkettung, verweist sein Verweis seinerseits auf die mütterliche Verweisung, die das Kind auf das wiederum den Vater untersagende Gesetz hinweist, ein in sich zwiefach unzugängliches, chiastisch verkreuztes Gesetz als jenes höchste Gut, welches das Gesetz als *verbotenes* selber ist und daher das nicht-objektiverbare *Ding* (J. Lacan) genannt werden kann.

Dieses Gesetz des Platzverweises ›widerlegt‹ die Unterstellung einer wie immer theologisch verbürgten absoluten Vaterschaft von Gesetzen. Gott als Platzhalter zu fingieren, der den Mangel nicht kennt, sondern für dessen eschatologische Beseitigung einsteht und der im onto-theologischen Diskurs unter dem Namen des Vaters angerufen wird, ist die notwendig imaginäre, ganzheitlich sich abschließende oder aufhebend wollende Verkennung, und darin, als ›Theologoumenon‹ in jedweder Religion eine unvermeidliche Abdankung der Frage *nach* dem Gesetz. Insofern kann und will die Psychoanalyse keine »sozialhistorische Kristallisation eines theonomen Vorbildes« (Armin Adam) sein. Eher schon resistriert sie als gottloses Unterfangen, alle monumentalisierenden Zuschreibungen von Vaterschaft zu enttäuschen. Mehr noch: sie möchte zeigen, dass jeder politische oder theologische Messianismus der phantasmatischen Funktion gehorcht, das unschließbare Loch der Wiederholung – den Verlust als ein Mehr an Lust und ein Mehr als Lust – zu stopfen.

Niemand setzt sich also als Vater ein, ohne sich gleichsam als Gott aufzuführen. Allein die aushöhlende Wirkung des Signifikanten ist jenes ek-sistierende Gesetz, das die Anerkennung des Unmöglichen bedeutet und den Abstand zwischen Symbolischem und Imaginären offen hält. Dessen topologische Fassung mittels borromäischer Knoten im Spätwerk Lacans, dies sei hier nur angedeutet, dient dazu, die Ambiguität und Zwiespältigkeit des versagenden Vaters auseinanderzuhalten. Denn als imaginär überhöhtes und stilisiertes Vorbild wird der Vater nicht nur zum Vorwurf einer inneren Gewissensnot, sondern – politisch fataler – zur Folie eines massenpsychologisch inszenierbaren Führers, der Kollektive hysterisiert.

Die symbolische Vaterfunktion hingegen macht die Triebchicksale solcher imaginären Verhaftungen deutlich: die Machteffekte des *Diskurs des Herrn* als eines agierenden Signifikanten. Um diese patriarchalen Diskurseffekte dezentrieren zu können, sind statt Mytheme des Absoluten eher die Matheme seiner Entstellung und Dekonstruktion geboten. Diskurshistorische Untersuchungen über die Tatsachen der Repräsentation der Macht sehen sich konfrontiert mit der – wie Legendre stets betont hat – fiktionalen Dauerhaftigkeit der »Idealität eines Nicht-Todes der Macht«,¹⁸ die in mythischen

¹⁸ Legendre, Pierre (1991): »Der Tod, die Macht, das Wort. Kantorowicz' Arbeit am Fiktiven und am Politischen«. In: *Tumult. Zeitschrift für Verkehrswissenschaft*, Nr. 16, Wien 1991, S. 113.

Gründungsbildern von Institutionen ihre vorgebliche Vaterschaft imaginiert. Deren phantasmatische Regel lässt sich in einer reinen historischen Genealogie von Gesetzen nicht beschreiben. Ihre diskurs- und machtstiftende Funktion als illusionäre Klebeeffekte von Institutionen verorten zu können, verdankt sich erst dem Bedenken eines vorgängigen, haltlosen Gesetzes, das nicht Recht behalten will, weil vor ihm sich nichts aufhält.

Literatur

- Bernasconi, Robert: Die Ethik des Verdachts. In: Das Andere Denken. Zur Ethik der Psychoanalyse. *Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse*, Heft 39/40. S. 79-96, Kassel 1992
- Derrida, Jacques (1992 [1985]): Vor dem Gesetz. Aus dem Französischen übersetzt von Detlef Otto und Axel Witte, Wien, Passagen
- Derrida, Jacques (1991 [1990]): Gesetzeskraft. Der »mystische Grund der Autorität«. Übersetzt von Alexander Garcia Düttmann, Frankfurt a. M., Suhrkamp
- Despoix, Philippe (1992): »Das Schöne und das Ding. Heidegger und Lacan über Sophokles' Antigone. In: Seifert, Edith (Hg.): *Perversion der Philosophie. Lacan und das unmögliche Erbe des Vaters*, Berlin, Edition Tiamat
- Foucault, Michel (1971 [1966]): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Übersetzt von Ulrich Köppen, Frankfurt a. M., Suhrkamp
- Freud, Sigmund (1895): *Entwurf einer Psychologie. GW, Nachtragsband*
- Haverkamp, Anselm (1994): Gewalt und Gerechtigkeit. Derrida – Benjamin, Frankfurt a. M., Suhrkamp
- Julien, Philippe (1992): »Die drei Dimensionen der Vaterschaft in der Psychoanalyse«. In: Seifert, Edith (Hg.): *Perversion der Philosophie. Lacan und das unmögliche Erbe des Vaters*, Berlin, Edition Tiamat, S. 163-178
- Lacan, Jacques (1981): *Les Psychoses. Livre III. 1955-1956. Le séminaire. Livre III. Paris: Seuil [Die Psychosen. Das Seminar Buch III. Textherstellung Jacques-Alain Miller, übersetzt von M. Turnheim, Berlin, Weinheim]; hier Mitschrift aus einem Seminar zur Frage der Übersetzung, o.O., o.J., im frz. Original*
- Lacan, Jacques (1986): *Le Séminaire Livre VII. L'éthique de la psychanalyse. Paris, Seuil*
- Lagrange, Jacques (1990): Lesarten der Psychoanalyse im Foucaultschen Text. In: Marques, Marcelo (Hg.): *Foucault und die Psychoanalyse. Zur Geschichte einer Auseinandersetzung*, S. 11-74. Tübingen, Kummerle
- Legendre, Pierre (1991): Der Tod, die Macht, das Wort. Kantorowicz' Arbeit am Fiktiven und am Politischen. In: *Tumult. Zeitschrift für Verkehrswissenschaft*, Nr. 16, Wien 1991
- Lüdemann, Susanne (1992): Der Tod Gottes und die Wiederkehr des Urvaters. Freuds Dekonstruktion der jüdisch-christlichen Überlieferung. In: Seifert, Edith (Hg.): *Perversion der Philosophie. Lacan und das unmögliche Erbe des Vaters*, Berlin, Edition Tiamat

- Mai, Lutz (1989): Das Recht der Väter und die Schuld der Söhne. In: *Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse*, Nr. 29/30, Religion-Mythos-Illusion. Die Visionen der Erlösung und der Entzug der Bilder, Kassel, S. 161-172
- Major, René (1989): Die Psychoanalyse als Eigenname. In: *Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse*, Nr. 29/30, Religion-Mythos-Illusion. Die Visionen der Erlösung und der Entzug der Bilder, Kassel 1989, S. 129-140
- Michels, André: Zur Frage der Transmission. In: *Das Andere Denken. Zur Ethik der Psychoanalyse. Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse*, Heft 39/40. S. 189-211, Kassel 1992
- Nägele, Rainer (1982): Freud, Habermas und die Dialektik der Aufklärung. Über reale und ideale Diskurse«. In: *Der Wunderblock*, Nr. 9, Berlin, S. 35-60
- Nancy, Jean-Luc (1988 [1986]): Die undarstellbare Gemeinschaft. Übersetzt von G. Febel und J. Legueil, Stuttgart, Edition Patricia Schwarz
- Sophokles (440 v. Chr. [1959]): Antigone. Übersetzt von W. Kuchenmüller, Stuttgart, Reclam
- Weber, Samuel (1992): »Zur Singularität des Namens in der Psychoanalyse. Lacan und Heidegger«. In: Seifert, Edith (Hg.): *Perversion der Philosophie. Lacan und das unmögliche Erbe des Vaters*. Berlin, *Edition Tiamat*, S. 31-62